





dtv

»Ich habe über Schubert geschrieben und über Hölderlin. Dabei habe ich nie an Schumann gedacht. Da war mir seine Liebe zu den beiden noch nicht bekannt. Nun geht sie mir nah.« Peter Härtling erzählt vom Leben und Sterben des zerrissenen und genialen Komponisten Robert Schumann (1810–1856): von der Kindheit in Zwickau, vom Studium und von der Arbeit in Leipzig, Heidelberg, Dresden und Düsseldorf, von Begegnungen mit Heine und Wagner, von der Freundschaft mit Mendelssohn und Brahms, von diversen Liebschaften und der großen Liebe zu Clara Wieck, die er gegen alle Widerstände 1840 heiratete. Stationen seiner Biographie und Schilderungen aus den letzten beiden Lebensjahren des an Syphilis Erkrankten in der Heilanstalt bei Bonn wechseln einander ab. »Obwohl man das alles in den Grundzügen kennt, wird man in diesen Roman förmlich hineingesogen. Es gibt nicht viele Biographen, die das können.« (Stephan Hoffmann in der ›Hannoverschen Allgemeinen Zeitung‹)

*Peter Härtling*, geboren am 13. November 1933 in Chemnitz, Gymnasium in Nürtingen bis 1952. Danach journalistische Tätigkeit; von 1955 bis 1962 Redakteur bei der ›Deutschen Zeitung‹, von 1962 bis 1970 Mitherausgeber der Zeitschrift ›Der Monat‹, von 1967 bis 1968 Cheflektor und danach bis Ende 1973 Geschäftsführer des S. Fischer Verlages. Seit Anfang 1974 freier Schriftsteller.

Peter Härtling

Schumanns Schatten

Variationen  
über mehrere Personen

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für Mechthild*

Ungekürzte Ausgabe

November 1998

7. Auflage Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 1996 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Wolkenstudie über der Elbe mit Pappeln‹ (1832)

von Johan Christian Claussen Dahl

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12581-9

## Inhalt

1	Endenich, 4. 3. 1854	11
2	Kinderszenen (Schnell und spielend)	15
3	Endenich, 5. 4. 1854 - 12. 11. 1854	43
4	Dichterliebe (Sehr rasch)	50
5	Endenich, 13. 11. 1854 - 13. 1. 1855	64
6	Hottentottiana (Sehr aufgeregt)	73
7	Endenich, 14. 1. 1855 - 20. 4. 1855	91
8	Gesanges Erwachen (Sehr rasch - und in sich hinein)	99
9	Endenich, 21. 4. 1855 - 6. 6. 1855	112
10	Ich hab im Traum geweinet (Wie aus der Ferne)	119
11	Endenich, 7. 6. 1855 - 11. 7. 1855	133
12	Dauidsbündlertänze (In großer Bewegung)	140
13	Endenich, 12. 7. 1855 - 17. 9. 1855	176
14	Novellette und drei Intermezzi (Markiert und lebhaft)	183
15	Endenich, 18. 9. 1855 - 28. 10. 1855	223
16	Wie aus der Ferne (Äußerst bewegt - Sehr innig - Sehr langsam - Äußerst bewegt)	227
17	Endenich, 29. 10. 1855 - 27. 11. 1855	258
18	Aufschwung (Nach und nach immer lebhafter und stärker)	261
19	Endenich, 28. 11. 1855 - 31. 3. 1856	299
20	Fremder Mann (Mehr langsam - Mit großer Lebhaftigkeit)	305
21	Endenich, 1. 4. 1856 - 26. 6. 1856	341
22	Zum Schluß (Belebt - Leise innig)	347
23	Endenich, 27. 6. 1856 - 29. 7. 1856	381



Wer machte dich so krank?

Daß du so krank geworden,  
Wer hat es denn gemacht? –  
Kein kühler Hauch aus Norden,  
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,  
Nicht Glut des Sonnenstrahls,  
Kein Schlummer und kein Träumen  
Im Blütenbett des Tals.

Kein Trunk vom Felsensteine,  
Kein Wein aus vollem Glas,  
Der Baumesfrüchte keine,  
Nicht Blume und nicht Gras.

Daß ich trag' Todeswunden,  
Das ist der Menschen Tun;  
Natur ließ mich gesunden,  
Sie lassen mich nicht ruhn.

*Justinus Kerner*

(Robert Schumann vertonte  
die Strophen 1, 2 und 4 in opus 35)



Er hört, wie sie über ihn reden, ihn redend drehen und wenden, hört, zufällig, was sie mit ihm vorhaben, was ihn ungefragt erwartet, er hört die beiden Ärzte, Doktor Richarz und Doktor Peters, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, denn er drückt sich in eine Türnische; er sei kräftig und intelligent genug, hört er, daß man ihm diesen schwierigen Patienten anvertrauen könne, er habe sich bei dem schon arg renitenten Mockel bewährt, wobei sie lachen, und er darüber staunt, ihr Lachen nicht auseinanderhalten zu können, sie nennen den ihm noch unbekanntem Patienten einen tragischen Fall - ein Genie wie er, hört er Doktor Richarz, eine beinahe leuchtende Erscheinung, doch nun keineswegs mehr anziehend, vor allem die letzten Jahre nicht mehr. Wie hat sich seine arme Frau mit ihm plagen müssen, hört er, alle diese Narreteien und die wachsende Unfähigkeit, sich zu konzentrieren. Sie hat ihm gar nicht mehr gewachsen sein können, hört er, hätten sie nicht gutmeinende Freunde unterstützt. Es fragt sich, hört er, ob sie es so lange mit ihm geschafft hätte, jetzt soll sie sich den Anblick seiner Verstörung ersparen, das habe ich ihr dringend geraten, hört er Doktor Richarz, und er hört Doktor Peters, der seinem Chef in Erinnerung ruft, daß Madame Bargiel sich für morgen angesagt habe, gewissermaßen in Stellvertretung von Frau Clara, hört er, wie überhaupt das Lauschen für ihn eine Vertraulichkeit in der Arbeit bedeutet, er ohne es nicht auskäme, und prompt nennt ihn Doktor Richarz beim Namen, hört er sich angesprochen: Ich bin sicher, wir treffen mit Klingelfeld die richtige Wahl, hört er

Doktor Richarz, und Doktor Peters fügt hinzu, was er beschämt und stolz zugleich hört: Es ist verblüffend, wie er sich trotz seiner Jugend auf Patienten einzustellen versteht. Außerdem liest er eine Menge, man kann ihn für gebildet halten, falls man nicht nachfragt, hört er Doktor Peters und stellt für sich fest, daß der doch einen Dünkel habe, den er ihm fälschlich immer wieder nachsieht, hört, etwas ärgerlich geworden, Doktor Peters fragen, ob Klingelfeld denn etwas von Musik verstehe, das sei doch wohl notwendig, und hört Doktor Richarz beruhigend antworten: Er hat unlängst im Garten ausgezeichnet Flöte gespielt, ich bin zufällig vorbeigekommen, und einige der Patienten vergnügten sich an seinem Spiel, worauf er Doktor Peters hört, doch nicht versteht, denn er schnarrt seinen Kommentar und wird unterbrochen von einem Lärm, der Klingelfeld durchaus bekannt ist: Schleifende Schritte, Jammer und kindlich-zornige Schreie, danach dieses Gelall, diese zungenbrecherische Wortlosigkeit, die er nur allzu gut kennt, er hört dies alles, ohne zu erschrecken, erwartet, gleich von Doktor Richarz gerufen zu werden, rückt in seinem Versteck etwas nach vorn, strafft sich, aber Doktor Richarz bemüht sich, die Person zu beruhigen: Mein Lieber, hört er, beruhigen Sie sich, ich bitte Sie, verehrter Herr Musikdirektor, Sie haben keinen Grund, sich zu alterieren, hört eine fistelnde, sich überschlagende Stimme: Musikdirektor, der bin ich gewesen, was sollen diese Titulierungen, ich möchte nichts als meine Ruhe, und vor allem vor Ihnen, und er hört ihn mit sich überschlagender Stimme befehlen: Für die nächsten Tage brauche ich ein Klavier! Was ihm Doktor Richarz unverzüglich zugesteht: Selbstverständlich, Herr Schumann. Schumann hört er, und er ist sicher, daß es sich nur um den Komponisten handeln kann, den »großen Schumann«, wie

ihn Mockel zu bezeichnen pflegt und ebenso Fräulein von Reumont, die allerdings stets von Mendelssohn und Schumann spricht, als gebe es keinen für sich allein. Er hört eine Tür schlagen, zwei, drei Mal, hört Doktor Richarz beschwichtigend sagen: Aber sehen Sie sich Ihre beiden Zimmer doch erst einmal an, es sind Parkzimmer, über hellere und schönere verfügen wir nicht, und ich verspreche Ihnen, Herr Schumann, Fräulein von Reumont, unsere Hausdame, wird dafür sorgen, daß Sie schnell zu einem Klavier kommen, Sie kennen das Fräulein bereits, ich habe Sie Ihnen vorher, beim Empfang vorgestellt, aber er hört diese helle, beinahe quiekende Stimme fragen: Wer, ich bitte Sie, ist dieses Fräulein, das Sie mir ständig einreden wollen? Und er hört plötzlich Doktor Richarz rufen: Klingelfeld! Und er hört seinen Namen wie den eines andern, eben weil er vor lauter Horchen sich vergessen hat, und er rührt sich nicht vom Fleck, bis Doktor Richarz ungeduldig ein zweites Mal nach ihm ruft: Klingelfeld! Da tritt er aus der Nische in den Gang und wird für die Gruppe sichtbar: Ich habe schon mehrfach nach Ihnen gerufen, Klingelfeld! Er weiß es besser. Er sieht den schwarzen, ungefügen Mann mit dem aufgedunsenen, weißen Gesicht und den jagenden, wäßrigen Augen, die alles und nichts sehen, die bloß aus Angst sehen, und er hört Doktor Richarz: Mein lieber Klingelfeld, Sie werden sich um Herrn Musikdirektor Schumann kümmern, und ich bin mir gewiß, Sie kennen seine Bedeutung, worauf Doktor Peters zur Seite tritt, den Weg ins Zimmer freigibt. Ich halte es für notwendig, hört er Doktor Richarz, daß Sie vorerst bei ihm wohnen, ohne ihn zu stören, was sich von selbst versteht, nicht wahr, Klingelfeld, sagt Doktor Richarz, und Klingelfeld und der Patient werden von den beiden Ärzten in das Zimmer geschoben, ins Wohnzimmer,

wo auch schon sein Sofa steht, auf dem er die Nächte verbringen soll und, falls der Patient unruhig wird, natürlich wachen, und jetzt schiebt er Schumann, der schwer zu atmen beginnt, vor sich her, er lehnt sich etwas gegen dessen Rücken, worauf Schumann sich wehrt: Das nicht, so nicht! sagt er und wendet sich zu Klingefeld um, starrt ihn mit aufgerissenen Augen an. Sie stehen, weil sie gleich groß sind, Gesicht gegen Gesicht, und Klingefeld riecht den üblen Atem des Kranken, der noch einmal und sehr entschieden: Nein! sagt, nein, nein! und Klingefeld antwortet ihm so freundlich und fest wie möglich: Ich bitte Sie, Herr Schumann, nehmen Sie doch erst einmal Platz, und schauen Sie sich in diesem schönen Zimmer um, doch der Patient wiederholt: Nein, nein! darauf geht er zu einem der großen Fenster, schaut hinaus in den Park und sagt zu Klingefelds Überraschung: Das ist aber sehr hübsch hier, sagt: Es ist mir gleichgültig, Sie können bleiben, und er hört ihn fragen: Wie heißen Sie? Klingefeld, antwortet er, Tobias Klingefeld, und Schumann stellt für sich fest: Das läßt sich merken, ja, das läßt sich merken, was Klingefeld rührt, und er verbeugt sich vor dem Patienten: Ich bin Ihr Diener für die nächste Zeit, Herr Musikdirektor. Worauf der so heftig reagiert, daß Klingefeld zurückweicht: Der bin ich nicht mehr, hört er Schumann sagen, den können Sie vergessen, der ist schon vergessen.

## 2

Kinderszenen  
(*Schnell und spielend*)

Bücher riechen. Sie riechen nach Leim, nach Holz, manchmal nach Asche oder nach Vanille, sie duften frisch oder alt, und wenn ein Buch schon lang im Regal steht, kein Mensch nach ihm gefragt hat, speit es Staub, sobald man in ihm blättert.

Bald kannst du alle diese Bücher lesen, Robert, hat Vater ihm versprochen, und mit einem Lächeln hinzugefügt: fast alle. Er steht neben dem Schreibpult, an dem Vater arbeitet, wenn kein Kunde sich in der Buchhandlung aufhält, und hört ihn, wie oft, reden. Das tut er mit Vorliebe; auch ohne Zuhörer. Jetzt beugt er sich zu ihm hinunter, haucht ihm seinen von Tabak gesättigten Vateratem ins Gesicht, so daß er sich anstrengen muß, nicht zurückzuweichen: Du bist ausgezeichnet wie kein Kind sonst in unserem Zwickau, mein Junge. Alle großen Geister siehst du um dich versammelt, Schiller und Goethe, Shakespeare und Jean Paul, und wie sie sonst alle heißen. Er sagt das in solch beschwörendem Ton, daß Robert sich jedesmal umguckt und wenigstens einen Geist erwartet, der aus dem Regal quillt, so wie die Gespenster auf Abbildungen.

Mutter schätzt es nicht, wenn er sich stundenlang in der Buchhandlung aufhält. Die Kunden verwöhnten ihn, findet sie. Womit sie nicht unrecht hat. Häufig streichen ihm die Damen und manchmal sogar die Herren über den Kopf und meinen, er sei ein entzückender Junge. Für die Süßigkeiten, die sie ihm zustecken, hat er ein sicheres Versteck gefunden: hinter den

Büchern, die Vater Ladenhüter nennt und die es nicht einmal abzustauben lohnt. Zwar sind die Ladenhüter unterschiedlich hoch und dick, doch sie reichen als Tarnung aus.

Als Vater ihn zum ersten Mal auf sie hinwies, wurde Robert traurig und sagte: Manche Bücher dürfen wohl gar keine richtigen Bücher sein. Das gefiel Vater: Wie du nur auf solche Gedanken kommst, Robert.

Dabei gibt er sich gar keine Mühe, Gedanken zu haben. Sie sind einfach da.

Bei Tisch pflegt Vater dann zu erzählen, was Robert Erstaunliches von sich gegeben hat. Alle hören zu. Mutter, Carl, Eduard, Julius und Emilie.

Mutter ist allerdings der Meinung, Vater übertreibe und setze Robert nur Flausen in den Kopf.

Robert stellt sich die Flausen wie Federn vor, die seinen Kopf füllen.

Wenn er über Vaters Geschichten nachdenken muß, sie ihn durcheinander gebracht haben, zieht er sich in das Gärtchen hinterm Haus zurück. Von hier aus kann er Vater im Geschäft oder in seiner Studierstube hören. Er geht auf und ab, ehe er sich an den Schreibtisch setzt und an einem neuen Buch schreibt. Er hustet, schneuzt sich und redet manchmal so laut mit sich selber, daß Robert denkt, es müßten zweie sein.

Robert! ruft es aus dem Haus. Wo steckst du nur wieder? Es ist eine der Tanten, die keine richtigen Tanten sind, die extra für ihn bestellt wurden, damit sie ihn, weil Mutter sehr krank ist, hüten. Tante Luise hat ihm den ganzen »Robinson« vorgelesen und, da er nicht genug davon bekommen konnte, sogar noch die Abenteuer eines zweiten, anderen Robinson, die ihn jedoch bald langweilten, worauf die Tante es mit ihrem Lieb-

lingsdichter versuchte, der freilich nichts für Kinder sei. Was für Robert nicht galt, denn ob er die Geschichten von Jean Paul begriff oder nicht, sie versetzten ihn in einen Rausch: alle diese Wörter, die sich glitzernd in seinem Kopf festsetzten, von denen er träumte, wie von einem großen, nächtlichen, buntbeleuchteten Garten. Liest Tante Luise nicht vor, geht er ihr aus dem Weg. Sie riecht ziemlich streng.

Patentante Johanna hingegen duftet nach Blumen. Nur läßt sie sich nicht dazu bewegen, ebenfalls vorzulesen. Damit vergeude man nur Zeit. Bei ihr lernt er häkeln. Mit den Brüdern spielt er nicht gerne. Sie weisen ihn ständig zurecht, halten ihn für verdreht und für vorlaut. Am besten kommt er noch mit Carl aus, doch der ist schon dreizehn, muß für die Schule lernen oder ist mit Freunden unterwegs, mit seinen Gassenfreunden, über die Mutter sich ärgert.

Carl spielt nicht mit ihm; er bringt ihm etwas bei und prüft ihn danach. Sie sitzen auf der Treppe zwischen Geschäft und Wohnung, und Carl fragt ihn ab. Er möchte wissen, welche Stadt Zwickau am nächsten liegt.

Robert weiß es, er hat es von Carl gelernt: Chemnitz; und Gera ebenso.

Carl nickt ihm zu: nicht übel. Wann bist du zur Welt gekommen? fragt er mit drohendem Unterton, was Robert nicht begreifen kann, denn schließlich hat er dieses Datum von Carl erfahren: Ich bin am 8. Juni 1810 in Zwickau geboren.

Es ärgert Carl, daß er Zwickau ebenfalls schon nennt. Das habe er noch nicht wissen wollen. Nach deinem Geburtsort habe ich dich noch nicht gefragt.

Also frag doch jetzt, sagt Robert.

Das geht Carl zu weit. Ich habe genug von dir. Er läßt ihn auf der Stiege sitzen.

So bringt Carl ihn dazu, sehr früh in seiner Zuneigung zu unterscheiden: Wäre Carl nicht so hochnäsiger, könnte er ihn lieb haben wie einen großen Bruder. So hat er ihn eben nur gern, den Carl.

Ich schreibe von einem Kind, das zu Beginn des letzten Jahrhunderts aufwuchs, lese nach, was über den kleinen Robert erzählt wird, sehe Bilder an, gehe durch die Stadt, die seine Kinderstadt gewesen ist und die ihr wohl kaum mehr gleicht, simuliere Eindrücke und verleihe überlieferten Sätzen einen Tonfall, der meiner ist. Vielleicht gelingt es nur, Kinder zu beschreiben mit dem Umweg über die eigene Kindheit. Ich messe das Kind mit Kinderaugen und habe zugleich das Verlangen des alten Mannes, es klein zu halten, aufzuhalten im Schutz der väterlichen Buchhandlung, in diesem musizierenden Haus. Weil ich es von anderen weiß, schreibe ich dem kleinen Robert bereits die Lust zu, wenigstens in Gedanken aus- und aufzubrechen. Nur die Fluchten, zu denen ihm die Bücher verhelfen, machen ihn selbständig. Die Welt, die ihn erwartet und herausfordert, ist ihm nicht geheuer; damit er nicht ohne Gefährten ist, teilt er sich in seiner Phantasie. Er ist er selbst und zugleich ein anderer. Später wird er für diese Brudergeburt aus dem Geist der Phantasie Namen finden. Ich bin mir sicher, daß Eusebius und Florestan namenlos zu irgendeiner Stunde, in der Robert sich allein gelassen fühlte mit seinen Träumen vom späteren Ruhm, seinem Bubenkopf entsprangen.

Er probiert die weißen und schwarzen Tasten des Klaviers aus, manche Töne passen wunderbar zusammen, genauso, als ob Vater spielt.

Er ist vier. Vater lädt ihn ein, am Sonntag zuzuhören, wenn er mit seinen Freunden Quartett probt.

Er darf in einem der tiefen Sessel Platz nehmen, allerdings, ohne einen Laut von sich zu geben. Stören darfst du uns nicht, Robert. Das tut er nicht. In seinem Kopf sammeln sich lauter ungesungene Lieder. Ist er allein, summt er sie nach. Mutter hört ihn zufällig und findet, er habe ein gutes Gehör. Vater ermuntert ihn, weiter auf dem Klavier nach Tönen zu suchen, die zusammen gehören und ihm gefallen. Ich werde einen Lehrer für dich finden. Er kann dir Noten beibringen, die erklären, wohin deine Finger auf den Tasten sollen.

Vater hat kaum mehr Zeit für ihn. Entweder berät er in der Buchhandlung Kunden, oder er sitzt in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch und dichtet. Oder er schreibt an seiner Zeitung. Oder er übersetzt Bücher von Walter Scott ins Deutsche. Muß er abends noch einmal arbeiten, sagt er: Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Als Robert ihn das zum ersten Mal sagen hörte, stellte er sich einen umherspringenden Kopf auf ellenlangen Beinen vor, entfernt von Vaters Leib, der nun, ohne Kopf, nicht mehr wissen kann, wo ihm der Kopf steht. Sag das bitte nicht mehr, Vater.

Aber es ist doch so, Robert.

Bei solchen Wortwechslern hat Robert das Gefühl, viel älter zu sein, als er in Wirklichkeit ist.

Ehe er in die Privatschule von Prediger Döhner kommt, erschreckt er Tante Johanna und die Eltern durch einen unbegründeten Anfall, eine merkwürdige Attacke.

Tante Johanna sitzt in einem schönen, duftenden Kleid neben ihm auf der Bank im Garten. Sie häkelt. Er hat seine Nadel zur Seite gelegt und blinzelt in die Sonne.

Macht es dir keinen Spaß mehr, Robert? fragt sie.

Doch. Er steht auf, entfernt sich ein paar Schritte, als ob er eine bestimmte Distanz ausmessen wolle, dann dreht er sich zu Tante Johanna um und schaut sie an. So schön hat er sie noch nie gesehen. Eine unerklärliche Sehnsucht überkommt ihn. Er gibt ihr nach, starrt auf das gestreifte Kleid, das immer weiter und bauschiger zu werden scheint, ausladender und einladender – mit ein paar Sprüngen ist er bei der Frau, wirft sich auf sie, drängt sich zwischen ihre Beine, stößt mit dem Kopf gegen ihre Brust, und alles atmet, ist weich, schaukelt ihn, bis ihn zwei harte Hände packen und hochreißen, Tante Johanna ihn vor sich aufpflanzt, wütend den Kopf schüttelt: Was fällt dir ein, Robert, was ist in dich gefahren, so aus heiterem Himmel. Sie erzählt Mutter, wie das Kind sich benommen habe, und schaut Robert dabei nicht an. Es ist mir unbegreiflich, betont sie. Ihm auch. Das Kleid und Tante Johanna haben sich wunderbar angefühlt. Wie eine duftende, federweiche Wolke. In Wirklichkeit hieß Tante Johanna Frau Bürgermeisterin Ruppian, wenn sie auf der Straße begrüßt wurde.

Er hat seine festen Wege durch die Stadt. Der eine führt zur Schule, der andere zur Stadtkirche. In der Kirche erwartet ihn an drei Nachmittagen in der Woche der Bakkalaureus Johann Gottfried Kuntsch zum Unterricht an der Orgel. In der Schule lehrt der Prediger Gotthilf Ferdinand Döhner nicht nur das Schreiben und Lesen, sondern er liest den Kindern, wenn sie folgsam und fleißig sind, zur Belohnung, schöne Gedichte und Geschichten vor.

Eines der Gedichte hat Robert allein durchs Zuhören auswendig gelernt, wenn auch nicht alle sieben Strophen, so doch die erste und die letzte: »Die Kartoffelernte« von Jo-